

GASTKOMMENTAR Patientenverfügungen / Von Frieder R. Lang und Gert G. Wagner

Lernen aus dem Tod der anderen

In unserer von Fortschritten verwöhnten Gesellschaft wünschen wir uns, dass auch das Sterben, wenn es schon unvermeidlich ist, wenigstens medizinisch und juristisch beherrschbar ist. Aber dies ist eine Illusion. Dies zeigt überdeutlich die Debatte um Sterbehilfe, hinter der ein grundlegendes Dilemma der Medizin steckt: Sie will ein langes, gesundes Leben gewährleisten, heilen und jedem Schmerz abhelfen. Tatsächlich aber erscheinen vielen die Heilungs- und Überlebenschancen, die uns die moderne Apparatemedizin verspricht, nicht nur als Segen, sondern auch als massive Bedrohung. Bei vielen wächst die Sorge, einmal einer übermächtigen Medizin ausgeliefert zu sein und ein langes Siechtum im Prozess des Sterbens erfahren zu müssen. Dies erklärt, warum die Forderung nach Selbstbestimmung immer mehr als ein möglicher, individuell gangbarer Weg hin zu einem humanen Sterben diskutiert wird. Patientenverfügungen sollen diese Selbstbestimmung juristisch absichern. So richtig dieser Weg ist – es gilt aber auch: So einfach, gleichsam instrumentell, ist würdevolles Sterben nicht zu haben.

Zur Selbstbestimmung gehört zunächst ein persönliches Verständnis von Tod und Sterben als untrennbaren Teilen des Lebens. Darum ist es aber schlecht bestellt. Zwar zeigt sich einerseits, dass die meisten Menschen durchaus realistisch über die Frage denken, wie lange sie leben möchten. In einer von Infratest Sozialforschung in unserem Auftrag durchgeführten Befragung wünschten sich die meisten Menschen, ungeachtet ihres bereits erreichten Alters, 80 bis 89 Jahre alt zu werden. Ein höheres Alter streben nur wenige an. Der Realismus zeigt

sich dabei insbesondere daran, dass zwei Drittel der Befragten es nicht erstrebenswert fanden, das gewünschte Alter auch dann noch zu erreichen, wenn sie gesundheitliche Einschränkungen in Kauf nehmen müssen.

Während also viele Menschen klare Vorstellungen davon haben, was ein gutes Leben ist, schwindet andererseits – mangels Vorbildern – die Vorstellungskraft, wenn es um das „gute“ Sterben geht. Viele wünschen sich

zwar Selbstbestimmung im Sterben, aber an der Umsetzung dieses Wunsches hapert es. So haben laut unserer Umfrage nur 20 Prozent der über 65-Jährigen eine Patientenverfügung hinterlegt, bei den jüngeren Erwachsenen sind es viel weniger. Unter denjenigen aber, die das Sterben der eigenen Eltern erleben mussten, finden sich mehr Menschen, die eine Patientenverfügung erstellt haben. Dies spiegelt wider, dass die Bereitschaft, sich aktiv mit Tod und Sterben auseinanderzusetzen, vor allem dann wächst, wenn Menschen persönliche Erfahrungen im Umgang mit Trauer, Sterben und Tod gemacht haben.

Wenn das Sterben humaner werden und ein als selbstverständlich empfundener Teil des Lebens sein soll, muss es sichtbar werden. Wollen wir selbst human sterben, müssen wir das Sterben der anderen als unsere

eigene Aufgabe verstehen, bei der es darum geht, den Sterbenden einzubeziehen statt auszugrenzen. Rechtliche Regelungen zur Selbstbestimmung und zu Patientenverfügungen können allein nicht die Lösung sein. Notwendig ist eine grundlegende Änderung des Verhaltens bei allen – auch wenn es schwerfällt. Dazu gehört, dass wir das Sterben der anderen nicht ignorieren, sondern uns den Sterbenden zuwenden, ihnen zu-

hören und unser Leben für die Vergänglichkeit öffnen. Erst dann wirken Patientenverfügungen auch wirklich segensreich: Da man in so einer Verfügung nie alle Eventualitäten regeln kann, braucht man erfahrene Angehörige und Freunde, auf deren Urteil man sich in seiner Bewusstlosigkeit verlassen kann.

Der Bereich des seelsorgerischen und begleitenden Umgangs mit Tod und Sterben bedarf der verstärkten Aufmerksamkeit in unserer Gesellschaft. So kann es gelingen, den Umgang mit Endlichkeit zu einer sinnstiftenden Aufgabe des eigenen Lebens zu machen. Wir brauchen eine Besinnung auf eine Kultur des positiven Umgangs mit der irdischen Endlichkeit des Lebens und mit den Grenzen der Selbstbestimmung.

Frieder R. Lang leitet das Institut für Psychogerontologie der Universität Erlangen-Nürnberg. Gert G. Wagner leitet am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung in Berlin die Längsschnittstudie „Leben in Deutschland“ und ist Mitglied der Arbeitsgruppe „Chancen und Probleme einer alternden Gesellschaft“ der Akademien Leopoldina und Acatech

forum@welt.de